

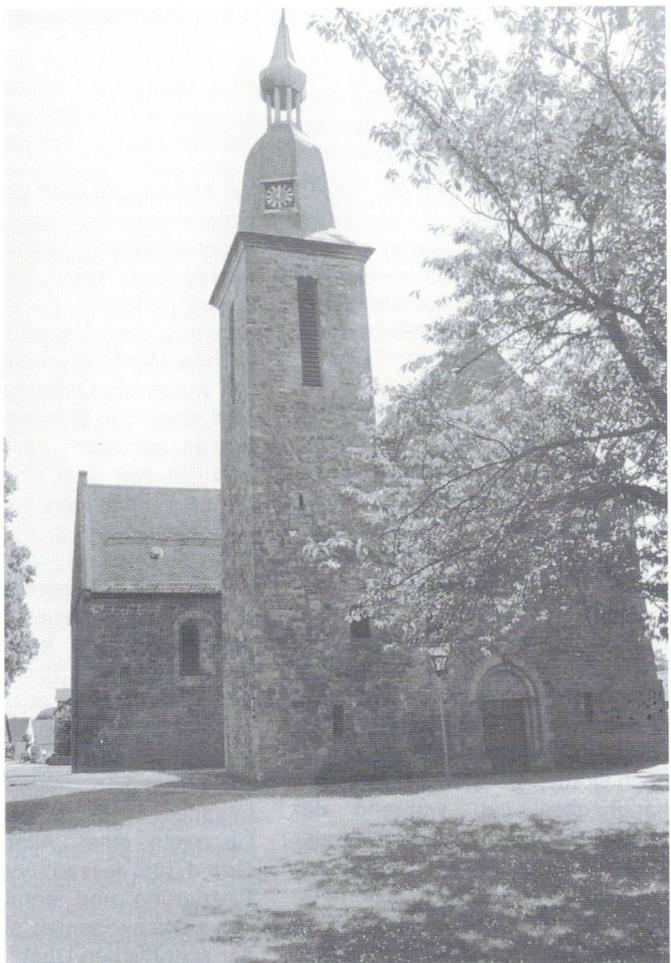
Hagioskope Unbeachtete Zeugnisse der Leprageschichte

„Der Ordensbruder wollte gerade zum Altar zurückkehren, als er an der Außenmauer des Seitenschiffes ein Klopfen hörte. Natürlich! Er hatte die Leprakranken vergessen, die beiden unglückseligen Aussätzigen, denen er erlaubt hatte, im muffigen Beinhaus auf dem Kirchhof unterzukriechen. Athelstan versorgte sie mit Essen und Trinken sowie mit einer Schüssel Wasser mit Maulbeeren, damit sie sich waschen konnten [...]. Gern hätte er mehr für sie getan, aber das Kanonische Recht war unbittlich: Ein Aussätziger durfte nicht zusammen mit der übrigen Gemeinde die Kommunion empfangen, sondern nur durch den Lepraspalt, ein kleines Loch in der Kirchenmauer. Crim (der Meßdiener) besann sich auf seine Pflichten, nahm einen kleinen Eschenzweig und reichte ihn dem Ordensbruder. Der legte eine Hostie auf das Ende und schob sie durch den Lepraspalt. Das wiederholte er und kehrte nach einem geflüsterten Gebet zum Altar zurück, um die Messe zu Ende zu bringen“¹.

Was der unter dem Pseudonym Paul Harding veröffentlichende britische Historiker Paul C. Doherty zur atmosphärischen Verdichtung innerhalb des bunten Handlungsrahmens seines Kriminalromans um den Dominikanermönch Bruder Athelstan und den Coroner Sir John Cranston für die Kirche St. Ecronwald im London des Jahres 1377 so detailliert beschreibt, verweist auf eine von der Forschung bisher weitgehend unbeachtete Quelle mittelalterlicher

Leprageschichte. Lepraspalten, sogenannte Hagioskope, haben als stumme Zeugen einer bewegten Vergangenheit in Kirchenmauern vieler Länder die Jahrhunderte

überdauert. Mit dem Verschwinden der Lepra aus Mitteleuropa geriet ihre ursprüngliche Funktion häufig in Vergessenheit. Mancherorts, wie in der Kirche des ehemaligen Be-



Kirche St. Johann des ehemaligen Benediktinerinnenklosters Oesede



Hagioskop in der Seitenwand der Kirche St. Johann.
Im Vordergrund Überreste des Marienaltars

nediktinerinnenklosters im niedersächsischen Georgsmarienhütte (Stadtteil Kloster Oesede) wurden sie im Laufe der Zeit mehr oder weniger gründlich verfüllt, zugemauert und unter Schichten von Putz verborgen.

Die Anfänge des Frauenklosters Oesede reichen bis in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts zurück. Am 15. Januar 1170 begann das Wirken der ersten Benediktinerinnen in der von dem Edlen Ludolf und seiner Ehefrau Tedela gestifteten, der Jungfrau Maria, dem Heiligen Kreuz und Johannes dem Täufer geweihten Ordensniederlassung². Wie für Konvente üblich, so besaß auch das Kloster Oesede seine eigene Kirche. In der nach Norden gelegenen Wand des Langhauses gab während der 1980er Jahre plötzlich bröckelnder Putz unvermutet ein Hagioskop frei. Den Zweck eines solchen Hagioskops illustriert die eingangs angeführte Schilderung bereits recht genau. Der schießschartenartige Spalt in der Kirchenwand diente den von der Teilnahme an

der Messe und dem gemeinsamen Empfangen der Kommunion Ausgeschlossenen, vornehmlich Leprakranken, dazu, den Gottesdienst verfolgen zu können. Wie das aus dem Griechischen stammende Wort „Hagioskop“ andeutet, waren die Öffnungen so angelegt, dass der Betrachter auf „das Heilige schauen“, also den Altar und die dort vom Priester vollzogenen Handlungen sehen konnte. Das Hagioskop in der Klosterkirche war somit an einer ungewöhnlichen Stelle angebracht, denn der Spalt in der Mauer des Seitenschiffs gewährte keine Sicht auf den Hauptaltar. Klärung brachte die in der Folge ausgeführte archäologische Untersuchung des Kircheninnenraumes. In einem für das Hagioskop idealen Blickwinkel tauchten in der Kirchenmitte die Überreste eines Altars auf. Der Grund für dessen ungewöhnliche Platzierung und damit auch die des Hagioskops ließ sich mit Hilfe der schriftlichen Überlieferung aufklären. Demzufolge ging die Stiftung des Altars auf eine Marienvi-

sion des ersten Oeseder Propstes Theoderich an der nämlichen Stelle zurück. Sein Nachfolger Bernhard stiftete den Marienaltar, der am 24. Mai 1203 durch den Bischof Gerhard geweiht wurde³.

Zeigt das Kloster Oeseder Beispiel bereits, dass Hagioskope keineswegs immer an der gleichen Stelle einer mittelalterlichen Kirche zu suchen sind, präsentiert sich andernorts die Formenvielfalt dieser Lepraspalten. Im niedersächsischen Stadthagen beispielsweise sind gleich drei solcher Öffnungen nebeneinander angeordnet. Die Kirche St. Laurent, oberhalb des bekannten Badeortes Deauville in der Normandie gelegen, verfügt an den beiden gegenüberliegenden Seiten des Chores über je ein Hagioskop. Im Gegensatz zu dem im Kloster Oesede und dem vermauerten in der Schloßkirche von Badlbarg sind diese normannischen Hagioskope rund. Sie bieten einen direkten Blick auf den Hauptaltar der kleinen Kirche, die größtenteils noch die Bausubstanz des 13. Jahrhunderts aufweist. Rund zwanzig Kilometer weiter westlich von Deauville, in Dives-sur-Mer, hat sich ein weiteres Hagioskop erhalten. An der Südseite der Apsis der aus dem 12. Jahrhundert stammenden und in den folgenden Jahrhunderten mehrfach erweiterten Kirche Nötre Dame des Küstenstädtchens findet sich ein Hagioskop in rechteckiger Form. Die Beschriftung „trou aux lépreux“, Leprosenloch, verweist auf dessen ursprüngliche Bestimmung. Wie in der Beschreibung aus Hardings Roman mussten hier ebenfalls die leprakranken Benutzer dieses Hagioskops die Messe auf dem Friedhof stehend verfolgen. Auch in den Generalkapitelsbeschlüssen des Zisterzienserordens tauchen bisweilen Hinweise auf die Anwesenheit Leprakranker auf Friedhöfen von Ordenshäusern auf. Die Platzierung vieler Hagioskope in den zum Friedhof gelegenen Kirchenwänden ist vermutlich kein Zufall. Vielmehr deutet sich hier ein Zusammenhang mit mittelalterlichen Auffassungen des Leprakranken an. Die während des ausgehenden Mittelalters besonders in einigen Gebieten Frankreichs gängigen kirchlichen Riten zur „Aussetzung“ des Kranken sahen



Hagioskop. Ansicht von außen

nicht selten ein Lesen der Totenmesse und Formen einer symbolischen Bestattung vor⁴. Die Zeremonie schloss nach manchen Versionen mit den Worten des Priesters, *sis mortuus mundo vivens iterum in Deo*. Das Bild dieses „Toten für die Welt“ erfüllte der Leprakranke auf dem Friedhof, der die Auferstehung seiner Seele durch das eifrige Verfolgen der Messe und die Teilnahme an der Kommunion vorbereitete. Als „lebender Leichnam“⁵ schwebte er bis zu seinem tatsächlichen physischen Ableben in einem Zustand zwischen dem Diesseits - mit allen Fähnissen des Alltags - und einem symbolisch bereits konstruierten Jenseits.

Das III. Laterankonzil hatte 1179 in seinen Beschlüssen (nicht nur?) verordnet, dass Leprakranke nicht mit Gesunden leben, sondern statt

dessen eigene Gemeinschaften bilden sollten⁶. Eine jahrhundertlange Entwicklung fand mit dieser kirchenrechtlichen Fundierung einer Unterbringung Leprakranker in Leprosorien ihren Ausdruck. Die Leprosorienkomplexe sollten nach dem Willen des Heiligen Stuhls neben einem eigenen Friedhof auch über eine eigene Kirche zur geistlichen Versorgung ihrer siechen Bewohner verfügen. Die Sorge der Geistlichkeit für das Seelenheil der Leprakranken war schon in den frühmittelalterlichen Konzilsbeschlüssen deutlich zutage getreten. Damit stellt sich die Frage nach dem Sinn und der Verbreitung von Hagioskopen. Offenbar gelang es nicht allorts, die Leprosorien mit dem geforderten eigenen Gotteshaus auszustatten. Gerade in dünner besiedelten, ländlichen Gegenden, wo die Zahl der Erkrankten sich möglicherweise nur auf einen oder zwei beschränkte, dürfte es an Mitteln zur Umsetzung der Konzilsbeschlüsse gefehlt haben. Die geistliche Versorgung dieser einzelnen Unglückseligen wurde infolgedessen über die Anlage von Hagioskopen in der örtlichen Kirche oder Kapelle geregelt. Es ist vor diesem Hintergrund nicht verwunderlich - die angeführten Beispiele zeigen dies - dass man auf Lepraspalten nur in kleineren Ortschaften, kaum aber in zentralen Kirchen größerer Städte stößt. Dort standen den im Leprosorium untergebrachten Siechen eigene Kapellen zur Verfügung. Einen besonderen Zweck erfüllten die Hagioskope offenbar für die kaum fassbare Zahl der Leprakranken, die aus welchen Gründen auch immer keinen Platz im Leprosorium ihrer Heimatstadt bekommen hatten und statt dessen ihren Lebensunterhalt als umherziehende Bettler auf der Straße sichern

mussten. Lagen die nächsten Leprosorien, die Unterschlupf für eine Nacht und manchmal auch länger gewährten, zu weit voneinander entfernt, um sie in einem Tagesmarsch zu erreichen, überbrückten die Hagioskope zumindest den dadurch entstehenden Mangel an geistlicher Zuwendung. Eine systematische Erfassung der Hagioskope könnte unter Hinzuziehung schriftlicher Überlieferungen und archäologischer Befunde neue Erkenntnisse gerade zu den Lebensbedingungen solcher vagierenden Leprakranken liefern.

Kai Peter Jankrift, Münster

¹ Paul Harding, *Das Haus des roten Schlächters*. Kriminalroman aus dem mittelalterlichen London, Frankfurt 1993, S.28f.. Teile des vorliegenden Beitrags basieren auf Ergebnissen von Recherchen im Rahmen von der DFG am Institut für Theorie und Geschichte der Medizin geförderten Projekts „Formen, Strukturen und Entwicklungen mittelalterlicher Seuchenbekämpfung in regionalen Kontexten“.

² Hierzu Hermann Quckenstedt, *Das syne seele dorch eyne gedechtnisse euwelich leven scholle. Über Stifter und Memoriensiftungen in Oesede und Kloster Oesede im Mittelalter und in der Neuzeit*, in: *Georgsmarienhütte. Junge Stadt-Alte Traditionen*, Georgsmarienhütte 1995 [= Beiträge zur Geschichte Georgsmarienhüttes und seiner Stadtteile 2], S.111ff.

³ Ebenda, S.112

⁴ Edmond Martène (Ed.), *De antiquis ecclesiae ritibus*, Antwerpen 1736, vol. II lib. III cap. 10, p.1003-1013 [Neudruck: Hildesheim 1967]

⁵ Richard Toellner, *Zur Einführung - Lepra ist anders*, in: *Lepra - Gestern und Heute*, Münster 1992, S.1

⁶ *Concilium Oecumenicorum Decreta*, Ed. Joseph Alberigo, Claudio Leonardi e.a., Bologna 1973, S.222f.

Ein Besuch auf Molokai

Über Leben und Wirken von Pater DAMIAN de Veuster informierte ein ausführlicher Bericht von Hans-Ulrich WILLMS SCC in der Zeitschrift „DIE KLAPPER“ 11/1995. Im Jahre 1899, also vor 100 Jahren, besuchte der Direktor des städtischen Museums für Natur-, Völker- und Handelskunde in Bremen (jetzt Überseemuseum) die Insel Molokai. In einer 33-seitigen mit zahlreichen Schwarzweißfotos versehenen Monographie berichtete er über diese Reise.

An Bord eines, wie er schreibt „winzigen, jeglichen Comforts entbehrenden Schiffleins“ fuhr er von Hawaii mit Genehmigung des Konsuls (!) nach Molokai.

Im Stil der damaligen Zeit begeistert er sich über die tropische Fauna und Flora der Insel. Sie sei von länglicher Gestalt (65 Kilometer lang und 12 Kilometer breit), die durch einen breiten Einschnitt in einen kleineren westlichen Teil von verhältnismäßig geringer Höhe und einen größeren östlichen, der zu bedeutender Höhe (etwa 1.600 m) emporsteigt, zerlegt ist. Ihm und seiner Gesellschaft waren Pferde entgegen geschickt worden, während das Gepäck auf 6-spännigem Ochsenkarren (!) nachgeschickt wurde.

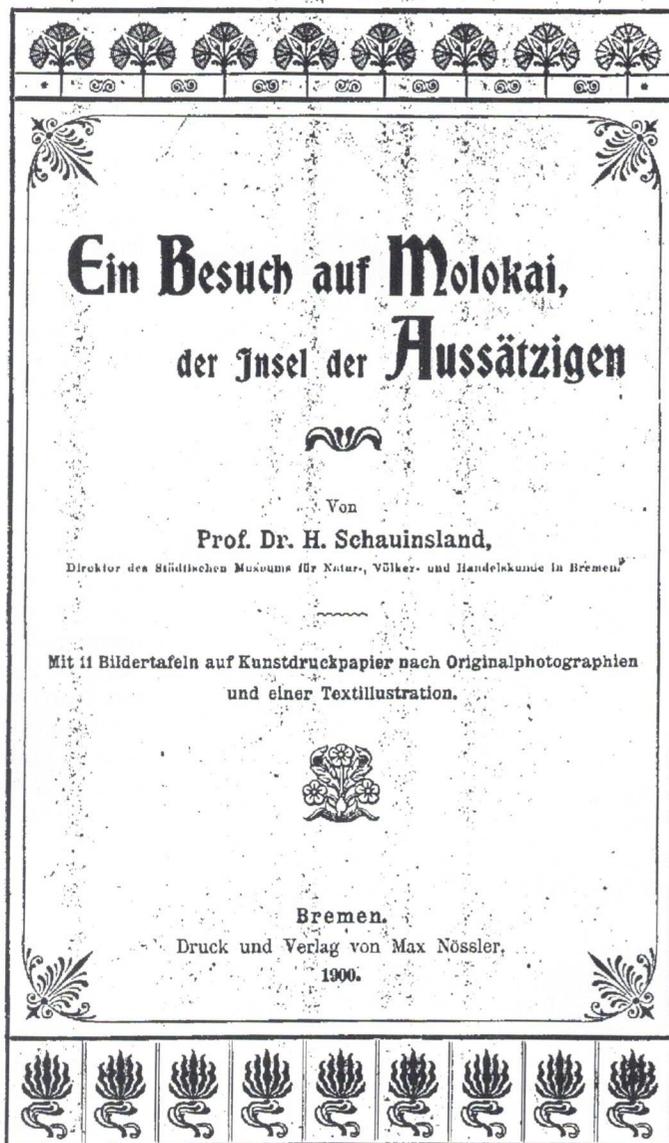
Es folgt eine ausgiebige Beschreibung der tropischen Fauna und Flora.

„Als wir uns der Schwelle eines im Grün fast versteckten Hauses näherten, trat uns ein un-

tersetzter, breitschultriger Mann entgegen und hiess uns mit freundlichen Worten willkommen. Es war ein Deutscher, an den alle die, welche Molokai je besucht und dort seine lebenswürdige Gastfreundschaft genossen haben, dankbare Erinnerungen bewahren. Ich selbst muss gestehen“ - schreibt Prof. Schauinsland weiter - „dass ich in ihm eine der interessantesten Persönlichkeiten, welche mir auf meiner Reise begegnet sind, antraf. MEYER, so hiess derselbe, der Sohn eines Hamburger Kaufmanns, verliess im Jahre 1884 seine Vaterstadt. Von Hause aus Zivilingenieur, wurde er bald von der Regierung

als Geometer beschäftigt und kam in dieser Eigenschaft auch nach Molokai. Hier fand er in KALAE einen Platz, den er für seine Tätigkeit geeignet hielt, heiratete nicht lange darauf eine Vollblut-Kanakerin und hat sich dort allein durch eigener Hände Arbeit aus einer ursprünglich wüsten Stätte das kleine Paradies geschaffen, welches wir nun vor Augen sahen.“

Die eingeborenen Polynesier werden in dem Bericht konstant Kanaker genannt. Schließlich kommt Schauinsland zur Beschreibung der Unterkünfte der Leprösen (des Werkes von Damian de Veuster):



Preis Mk. 50 Pf.

„Zwischen Felswand und Meer dehnt sich in mässiger Breite (1-2 km) ein flaches, ganz niederes Vorland aus, in dessen Mitte ein kleiner, von hier oben fast winzig erscheinender, sehr regelmässig ausgebildeter Kraterkegel emporragt. Zur Linken auf dieser Ebene liegt eine Ansiedelung, KALAU-PAPA, deren Häuser und weisses Kirchlein wie die Bauten eines Kinderspielzeuges sich ausnehmen, und weiter rechts befindet sich eine zweite Ortschaft, KALAWAO, mehr im Grün versteckt. So anheimelnd und friedlich sieht das alles aus und doch gibt es wohl nirgends auf der Welt einen Platz, an dem so dichtgedrängt Grauen und Unglück wohnt wie an diesem; wohl kaum an einem anderen Ort könnte man den Eintretenden berechtigter entgegenrufen: „Lasst alle Hoffnung hinter euch!“ Dort unten in dem Gelände, über dem die Sonne so heiter lacht, und das in so anmutiger Ruhe zu unseren Füßen liegt, weilen viele hundert Unglückliche, die langsam aber unrettbar dem Tode dahinsiechen; es ist die berühmte Station der Aussätzigen der hawaiischen Inseln.“

Prof. Schauinsland läßt sich dann aus über die Geschichte der Lepra, wie sie uns bekannt ist. Er fährt dann fort:

„Einer der ersten Staaten, welcher sich gezwungen sah, gegen die Lepra Massregeln in großem Umfange zu ergreifen, war das kleine Königreich der hawaiischen Inseln. Bis vor etwa 60 Jahren war diese Krankheit auf den Inseln vollständig unbekannt und es ist wohl ganz sicher, dass dieselbe hier früher niemals herrschte, sondern erst von Asien und zwar wahrscheinlich von China eingeschleppt wurde. Bei der Art und Weise des Lebens und bei dem Charakter der Kanaken war es eigentlich nicht wunderbar, dass die Seuche, einmal auf-

getreten, auch mit unheimlicher Schnelligkeit um sich griff, namentlich die ausgesprochene Gastfreundschaft der Eingeborenen, die niemandem, ob gesund oder krank, verwehrt wurde, sowie ein gewisser Hang zu fortwährenden kleinen Reisen, um Familienmitglieder oder Freunde zu besuchen, mag hauptsächlich dazu beigetragen haben.

So zählten denn bald die Kranken nach Hunderten und die Regierung sah sich veranlasst, sehr energisch einzugreifen, wenn sie nicht wollte, dass die gesamte Bevölkerung einschliesslich der Weissen versucht würde. Als die einzige Rettung vor dieser Gefahr erschien die strenge Isolierung der Kranken, wenngleich dieselbe nur mit grossen Schwierigkeiten durchzuführen war; denn einerseits können die ersten Anfangsstadien des Aussetzes leicht übersehen werden, andererseits aber wideretzten sich die Eingeborenen mit allen nur möglichen Mitteln dem Vorhaben der Regierung und verbargen lieber die Kranken an unzugänglichen Orten, als dass sie sich dauernd von ihnen trennten. Trotzdem wurde eine grosse Zahl derselben aufgesammelt, um vollständig von den übrigen abgesondert zu werden. Für diesen Zweck erwies sich das kleine, oben geschilderte Vorland auf der menschenleeren Insel Molokai am geeignetsten; denn von dort war eine Flucht unmöglich, da auf der einen Seite die unerklimmbaren Felswände, auf der anderen das Meer sie verhinderte, und hier sind jetzt etwa 1 600 (!) Sieche für die Zeit ihres Lebens untergebracht.

Nichts ist wehmütiger, als der Abfahrt eines Transportschiffes, das die armen Aussätzigen ihren Angehörigen entführt, beizuwohnen und mit anzusehen, wie ihre zurückgebliebenen Freunde die dem Tode

Geweihten, welche ihr Auge nie mehr erblicken wird, immer wieder von neuem mit Liebkosungen überhäufen.

Mit Hilfe unseres lebenswürdigen Konsuls war es mir gelungen, die Erlaubnis zu erhalten, welche aus begreiflichen Gründen nur in sehr seltenen Ausnahmefällen erteilt wird, die Leprastation zu besuchen. Am frühen Morgen brach ich in Begleitung eines kanakischen Führers von KALAE auf. In der Nacht hatte es stark geregnet, so dass es anfangs noch zweifelhaft erschien, ob der Abstieg, der für Schwindelfreie sonst nicht gerade gefährlich ist, wegen der Schlüpfrigkeit des Bodens gewagt werden durfte; doch wohlgenut begannen wir die Wanderung; die Luft war von erquickender Frische, im Grase lockten Wachsteln und Goldregenpfeifer und von den Bäumen girrten die Tauben; bald erreichten wir den Rand der Pali und von Neuem tat sich vor meinem entzückten Auge der herrliche Blick von hier auf.

Eine blendend weisse Linie am Rande des Meeres zeigte, dass die Brandung heute eine lebhaftere sein musste und trotzdem konnte aus der Vogelschau von hier oben die Beschaffenheit des Meeresbodens selbst bis in die weite Ferne hin erkannt werden und es war klar zu unterscheiden, wo Lavafelsen, Sand oder Tangmassen auf ihm vorhanden waren.

Noch keine Stunde war verflossen, so befanden wir uns im Bereich der Leprastation. Ich kann nicht leugnen, dass mich bei den ersten Schritten auf dem Boden, über welchem sonst nur Aussätzige wandelten, ein eigenartiges Gefühl beschlich, erschien es mir doch fast, als wäre ich eben aus dem Bereich des Lebens in die Unterwelt hinabgestiegen; doch bald verflog dies Bild. Man war

uns mit Pferden entgegengeworfen und im raschen Galopp ging es am Strande entlang, so dass wir in kurzem die ersten Häuser KALAUPAPAS erreichten. Wie anders als ich vermutete, war hier der Anblick! Ich hatte gewöhnt, hier herrschte nur Heulen und Zähneklappern, und in Wahrheit sah ich in der Ferne freundliche Holzhütten, vor deren Türen die Bewohner in beschaulicher Ruhe lagerten, während in den kleinen Gärten neben ihnen schwarze Schweinchen und kläffende Hunde fröhlich umherliefen oder mit kleinen Kanakenkindern sich gemeinsam herumbalgten, und am Strande bemerkte ich Hunderte von Menschen in freudiger Erregung. Unsere „Mokoli“ hatte dort angelegt und neue Provisionen aus Honolulu mitgebracht, es war somit ein Festtag für alle, und mancher empfing ein Geschenk oder doch wenigstens eine Nachricht von seinen Angehörigen aus der Heimat.

In der Mitte des Ortes steht eine kleine Kirche, in deren Nähe das Heim von Vater

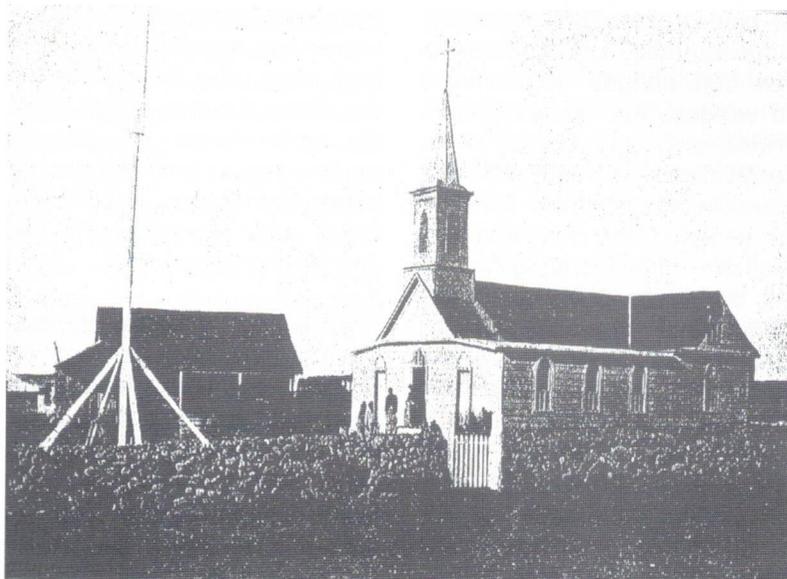
WENDELIN, einem geborenen Deutschen, sich befindet, der bereits seit acht Jahren als Nachfolger des berühmten Pater Damien hier für das Wohl der Aussätzigen wirkt. Freundlich empfing mich derselbe und forderte mich auf, sein Gast zu sein. Beim ersten Blick erkannte man in ihm einen Schüler Loyolas, und zwar gehörte er nicht zu den behäbigen Typen derselben mit dem Antlitz braver, guter Lebemänner, sondern zu jenen, welche wir auf den Gemälden eines Zurbaran oder anderer spanischer Meister des 16. und 17. Jahrhunderts zu sehen gewohnt sind. Von hagerer Gestalt, die das lange, schwarze Ordenskleid noch grösser erscheinen liess, leuchteten aus seinem scharf und doch fein geschnittenen Gesicht merkwürdig kluge, durchdringende Augen hervor.

Nach kurzer Rast und Erquickung besuchte ich unter seiner Führung das BISHOPHOME, ein nur für Frauen und Mädchen bestimmtes Asyl, erbaut aus den Mitteln einer Stiftung des in Honolulu durch seine

Wohltaten bekannten Millionärs. Dasselbe befindet sich unter Leitung der Mutter MARIANNE, einer stillen, leidend aussehenden und fast immer nur im Flüsterton sprechenden Frau, von ebenfalls deutscher Abkunft, zwischen 40 und 50 Jahren, mit einem ernsten aber liebenswürdigen Gesicht, das echte Bild einer Nonne. Einige andere Schwestern stehen ihr zur Seite.

Das Schwesternhaus ist ein einfacher, sauberer und freundlicher Bau mit einer ringsherumlaufenden Veranda. Vor demselben liegt ein grosser viereckiger Spielplatz, umgeben von den einzelnen Cottages für die Kranken, auf der einen Seite für Frauen, auf der anderen für Mädchen. Zahlreiche Spiel- und Turngeräte sind auf diesem Platz aufgestellt und von früh morgens bis spät abends kann man hier singende und fast immer lachende Mädchen sehen, wie sie meistens mit Blumen geschmückt sich entweder auf der Schaukel schwingen, sich haschen und verstecken oder kleine Reigentänze aufführen; selbst das Sprungseil ist bei ihnen ebenso beliebt wie bei unserer Jugend, und stundenlang hüpfen sie einzeln oder paarweise über dasselbe hinüber, oftmals mehr Grazie dabei entwickelnd, als man sie bei uns zu beobachten gewohnt ist.

Ich musste mich, wie ich anfangs nur aus der Ferne zuschaute, fragen, ob diese fröhliche Mädchenschar wirklich aus unheilbaren Leprakranken bestände; aber beim Nähertreten bemerkte ich wohl, wie allen bereits das Mal der Seuche aufgedrückt war. Erschienen die Verwüstungen, welche die Krankheit bei diesen jugendlichen Geschöpfen angerichtet hatte, auch nur erst gering, so waren trotzdem die Gesichter plump, gedunsen und mit Knoten bedeckt, die Ohren



Kirche in Kalaupapa

meist unförmig gross und die Nase eingefallen. Bei einigen sonst anscheinend ganz Gesunden konnte man doch bereits die ersten Anzeichen der beginnenden Krankheit - das Auseinanderweichen der Augenbrauen seitlich vom Nasenrücken oder das vollständige Schwinden derselben und eigentümlich gerötete Hautpartien entdecken. Oft auch waren die Augengefäße mit Blut injiziert und die Bindehaut geschwollen, während durch eine Verengung der Pupillen der Blick bisweilen etwas katzenartiges enthielt.

In der Frauenabteilung sah ich schon schwerere Formen des Aussatzes. Fast alle Kranken zeigten dort arge Verwüstungen im Gesicht und besaßen verstümmelte Gliedmassen; durch eine Art Nekrose schrumpfen nämlich Finger und Zehen ein, und oft auch fallen Hände und Füße völlig ab. Einen eigentümlichen Anblick gewähren dabei die sogenannten Teleskopfinger, bei denen die Nägel durch das Schwinden der Fingerknochen bis dicht an den Handrücken herangerückt sind.

Es ist ein Glück für die Kranken, dass alle diese Erscheinungen oft jahrelang bestehen können, ohne dass die damit Befallenen grössere Schmerzen zu leiden hätten; diese stellen sich nur bei den Attacken der Krankheit selbst und den ganz schweren Fällen ein, bei welchen Hände und Füße, nicht selten auch der ganze Körper mit offenen Wunden bedeckt ist. Der Tod pflegt häufig durch sekundäre Krankheiten, namentlich durch Lungenleiden und Entzündungen zu erfolgen; oft sterben die Aussätzigen auch allmählich unter den Zeichen zunehmender Bewusstlosigkeit ohne schweren Kampf dahin.

Die einzelnen Häuser der Kranken sind alle gleichmässig

aus Holz erbaut und etwa 1 m über dem Fussboden erhöht, so dass eine kleine Treppe zu ihnen hinaufführt; das Innere enthält fast immer nur einen Raum, an dessen beiden Seiten die Betten (10 bis 12) mit den Kopfenden an der Wand stehen; in der Mitte läuft ein breiter Gang, wie auch die einzelnen Lagerstätten weit voneinander entfernt sind. Alles sieht luftig und freundlich aus und ist von peinlichster Sauberkeit. Weiss geschweert sind die Dielen, blendendweiss die Bezüge und Decken; die Bettgestelle sind von Eisen, über jedem derselben hängen an der Wand Photographien von Angehörigen und oft auch farbige, meistens den Jesusknaben darstellende Bilder; niedliche Muschelarbeiten und andere Kleinigkeiten, gefertigt von der Hand der Leprösen, schmücken sonst noch den einfachen Raum.

In der Nacht übernimmt eine der Insassen die Wache, wie sich denn die Kranken gegenseitig, ganz entsprechend dem liebenswürdigen Charakter der Kanaken, auch stets in der freundlichsten Weise beistehen. Die Schwestern allein würden sonst für die Bedienung und Pflege nicht ausreichen,



Kanakerknabe, die tuberoöse Form des Aussatzes zeigend

und trotzdem ist ihre Aufgabe keine leichte. Die Kanaken betrachten, nachdem sie sich eingelebt haben, teilweise den Aufenthalt in der Kolonie als eine gewisse Annehmlichkeit, da sie vor allem für ihren Lebensunterhalt nicht zu arbeiten nötig haben; ihre Kindernatur lässt sie nicht weiter an das Ende denken, und sie vergnügen sich daher so oft und so gut sie es nur können. Ebenso nehmen sie auch an, dass die Schwestern nur zu ihrer Bedienung da wären, die diesen Dienst tun müssen, ohne daraus viel Anspruch auf ihre Dankbarkeit zu haben.

Neben einer Wasch- und Badeanstalt befindet sich auch ein grosses Schulhaus, das mit einem guten Harmonium ausgestattet ist; dort werden die Kinder unterrichtet und namentlich auch in Musik ausgebildet, was bei ihrer vortrefflichen Anlage für dieselbe fast immer mit gutem Erfolg begleitet ist. Dort traf ich eine Kanakenfrau, wie sie an der Wandtafel den kleinsten Schülern die Noten einpaukte und mit ihnen die Tonleiter übte. An einer anderen Stelle sang ein aus guten Stimmen zusammengesetzter Chor deutsche Melodien, welche sie Pater Wendelin zu geistlichen und kanakischen Texten gelehrt hatte; später fand ich in der Männerabteilung sogar eine ganze Musikbande, bei der die einzelnen Instrumente von den Kanaken gar nicht übel gespielt wurden. Diese Art Lehrtätigkeit ist jedenfalls die angenehmste für die Pfleger; denn den Kranken genügende Beschäftigung zu geben, ist sicher eine der grössten Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen haben. Mit Recht klagte Pater Wendelin: „Was sollen wir sie denn eigentlich lehren, zu welcher ernsten Arbeit sollen wir sie anhalten? Ihr tägliches Brot haben sie, zum tieferen Erfassen einer Sache sind sie nicht fähig und überdies stehen sie ja be-

reits mit einem Fuss im Grabe!"

Nachdem wir das Bishophome verlassen hatten, gesellte sich Mr. H. zu uns, der auf die Kunde, dass ich in der Station weilte, uns aufgesucht hatte.

An ihm lernte ich eine andere Form des Aussatzes, die sogenannte ANÄSTHETISCHE LEPROSA kennen; bei ihr treten die tuberösen Erscheinungen fast völlig in den Hintergrund, wogegen paralytische Symptome für sie charakteristisch sind. Seine Gestalt war äusserst hager und sein Gang schleppend, wie der eines Tabetikers, die Unterlippe und selbst das Kinn hing vollkommen herunter, so dass die Zähne freilagen; selbständig konnte er den Mund nicht mehr schliessen, und so war er von Zeit zu Zeit immer wieder gezwungen, die Lippe mit dem Stumpf seiner Hand nach oben zu drücken; sein Lachen klang rau und seine Stimme merkwürdig unarticuliert; stark entzündete mit schwarzer Brille bedeckte Augen erhöhten sein groteskes Aussehen.

Mr. H. ist einer der ältesten Kranken in der Station und befindet sich daselbst schon seit Ende der siebziger Jahre, während im Durchschnitt die Kranken nur acht bis zehn Jahre dort leben, bis sie der Tod erlöst. Er ist ein Halbweisser, der Sohn eines reich begüterten Vaters und der einzige Kranke in einer kinderreichen Familie. Trotzdem er nur ein elender Krüppel ist, besitzt er eine wunderbare Energie und Arbeitskraft; die Regierung hat ihn zum Superintendenten in dem Leprasettlement gemacht, ein Amt, dem er mit grosser Umsicht nachkommt, so dass die Kranken willig seinen Anordnungen folgen. Wie gross seine Körperkraft noch war, bemerkte ich zu meiner Verwunderung, als er mich vier

Stunden hindurch zu Pferde, häufig im scharfen Galopp, begleitete.

Nach einem bei den Schwestern eingenommenen Imbiss ritten wir, Pater Wendelin, Mr. H. und ich, nach der zweiten grösseren Ansiedlung der Leprakolonie, KALAWAO. Wir bildeten eine wunderbare Cavalcade! Der Priester im langwallenden Ordensgewand sah zu Ross schon eigenartig genug aus, Mr. H. jedoch, dessen dürrer Knochengestalt man fast klappern zu hören wähnte, erschien mir, als er vornübergebeugt die Zügel mit seinen verstümmelten Händen umkrampfend daher trottete, leibhaftig wie einer der apokalyptischen Reiter.

Die Entfernung ist kurz zwischen KALAUPAPA und KALAWAO und auf dem Wege dahin erblickt man noch eine ganze Zahl mehr oder weniger behaglich aussehender Häuschen, oft unter Grün und Blumen versteckt. Den wohlhabenderen Leprösen ist es nämlich gestattet, sich eine eigene Wohnstätte zu bauen, und hier leben sie oft im Kreise einer Familie. Die Kranken haben die Erlaubnis untereinander zu heiraten, wovon sie vielfach Gebrauch machen, wenngleich nicht jeder Bund kirchlich eingegesenet sein mag. Dieses Zugeständnis ist weise, denn sonst würden sich wohl beim Zusammenleben so vieler Menschen bald unhaltbare Zustände einstellen, obgleich man so viel wie möglich bemüht ist, Frauen und Männer getrennt anzusiedeln, die einen in KALAUPAPA, die anderen in KALAWAO. Merkwürdigerweise sind die meisten der Kinder, welche diesen Verbindungen etwa entsprossen (Die Ehen der Leprakranken sind übrigens in der Regel kinderlos.) oder jenen Ehen entstammen, bei denen die gesunde Gattin dem erkrankten Manne in die Ver-

bannung folgte (was jetzt übrigens, wie ich glaube, nicht mehr gestattet ist) völlig gesund. In einem bestimmten Lebensalter werden dieselben jedoch alle nach einer Beobachtungsstation in der Nähe von Honolulu übergeführt, um von dort, wenn sie leprafrei bleiben, der menschlichen Gesellschaft wieder zugeführt oder, sobald sich Krankheitszeichen einstellen, nach Molokai zur Pflege gegeben zu werden. Dass so viele der Kinder von der Seuche dauernd verschont bleiben, obgleich sie mit den kranken Eltern doch längere Zeit zusammengelebt haben, ist immerhin etwas Bemerkenswertes bei dieser so rätselhaften Krankheit. Ebenso unklar erscheint mir folgender Fall: In Kaunakakoi wohnt ein völlig gesundes Ehepaar, das allerdings von leprösen Eltern stammt; sämtliche ihrer sieben Kinder sind aber aussätzig, ohne dass man auf eine direkte Übertragung von einem auf das andere schliessen kann, da die Kranken rechtzeitig von den Gesunden gesondert wurden. Hier müsste man eher geneigt sein, an eine von den Grosseltern ererbte Disposition zu denken; doch sollte man sich, meine ich, hüten, solche vereinzelt Vorkommnisse so zu deuten, da andererseits die Zahl derer, welche bei dem Umgang mit Kranken zwar Jahre lang von der Seuche verschont blieben, ihr schliesslich aber doch zum Opfer fielen, eine so grosse ist, dass man schon deswegen an eine Ansteckung glauben muss, selbst wenn man nicht die bakterielle Natur des Leidens kennen würde.

KALAWAO sieht freundlicher aus wie Kalaupapa; es liegt dichter den Bergwänden angeschmiegt wie dieses und ist mit verhältnismässig üppiger Vegetation geschmückt. Wie man auf den hawaiischen Inseln häufig die grössten meteorolo-

gischen Gegensätze nahe bei einander findet, so ist es auch hier der Fall. Trotz der geringen Entfernung ist der eine Ort äusserst regenarm, der andere reich an Niederschlägen, was sich dadurch erklärt, dass bei letzterem der mit Wasserdämpfen überladene Passat unmittelbar am Meere durch die entgegenstehende Felswand gezwungen wird, empor zu steigen und dabei die bei dem Abkühlen in den höheren Luftschichten überschüssige Feuchtigkeit abzugeben, während Kalaupapa weit genug von der Gebirgsmauer entfernt ist, um von diesen Niederschlagsmengen noch unberührt zu bleiben.

Wie das Bishophome zur Aufnahme lediger Frauen und Mädchen bestimmt ist, dient das Baldwinhome in Kalawao zur Pflege alleinstehender Männer und Knaben. Der Vorsteher desselben, ein Mann in den vierziger Jahren, hatte früher, wenn ich nicht irre, in der amerikanischen Armee gedient; später fasste er den Entschluss, fortan sein Leben nur dem Dienst der Kranken zu widmen und ging freiwillig nach der Leprastation, in der er vorläufig auch noch von der Seuche verschont geblieben ist; ihm zur Seite stehen Laienbrüder desselben Ordens, dem auch Vater W. angehört, darunter auch einige Deutsche.

Das Asyl selbst ist ähnlich eingerichtet wie das oben geschilderte Bishophome; auch hier herrscht genügende Sauberkeit, wenn dieselbe vielleicht auch nicht völlig den Grad erreicht, wie in dem Frauenheim. Die Wände waren noch bunter geschmückt als dort mit kleinen Andenken und Bildern, darunter oft Darstellungen schöner Frauen aus illustrierten Zeitschriften. In einigen Häusern werden die Kranken mit leichten Tischler- und Zimmerarbeiten beschäftigt, und einen

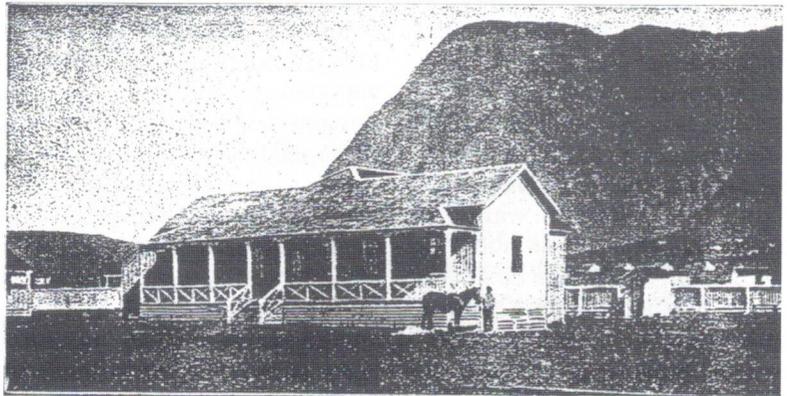
Raum fand ich als Schneiderwerkstätte eingerichtet, in der unter Anleitung der Brüder Kleidungsstücke gefertigt wurden. Es war mir überraschend zu sehen, wie geschickt mancher Arbeiter trotz seiner verstümmelten Gliedmassen die Nähmaschine gebrauchen konnte, und nicht vergessen werde ich den Anblick, wie an einer solchen zwei Kranke sich beschäftigten; der eine derselben, fast ohne Hände, setzte sie in Bewegung, während der andere, welcher seine Füsse nicht mehr gebrauchen konnte, das Zeug führte. Ich erinnerte mich dabei lebhaft an die Erzählung eines Reisenden, der in einem grossen Leprahospital des Orients zwei Aussätzige Bohnen sähen sah; der eine dieser Unglücklichen, welcher keine Hände mehr besass, trug seinen Leidensgefährten, dem wiederum die Füsse mangelten, auf seinen Schultern; während jener dahinschritt, warf dieser aus einem die Saat enthaltenden Körbchen von Zeit zu Zeit eine Bohne hinab, welche sein Träger mit dem Fuss in die Erde drückte.

In diesem Asyl sah ich viele schwere Fälle von tuberöser Lepra; ein Junge von 12 Jahren

mit enorm aufgedunsenem Gesicht und Kopf machte den Eindruck eines sechzigjährigen Greises; Ohren, Nase und Lippen waren von unglaublicher Grösse. In einem Raum lag ein menschliches Wesen, das kaum noch als ein solches zu erkennen war; das grinsende Antlitz besass ein satyrhaftes, fast teuflisches Aussehen, und der ganze Körper war von ulcerierenden Wunden vollständig zerfressen. Keine schlimmere Zerstörung konnte es geben, die einen menschlichen Leib diesseits des Grabes mehr zu verunstalten vermöchte! In weitem Umkreis herrschte hier der charakteristische Leprageruch, kaum durch Carböldämpfe vermindert. Nur wenige Tage konnte das langsam dahinebbende Leben in diesem Körper noch weilen.

Man sagte mir, dass, wie überhaupt die Zahl der männlichen Kranken erheblicher sei, wie die der weiblichen (wie drei zu zwei) so auch die schweren Fälle sich bei den Männern häufiger fanden.

Aus einem einzelstehenden Häuschen eilte mir ein Landsmann, ein ehemaliger Plantagenarbeiter, entgegen und bat



Schwesternhaus des Bishophomes in Kalaupapa

mich, ihn näher zu untersuchen, indem er behauptete, dass die Krankheit, welche er besässe, keine Lepra wäre. Leider liessen mich die grossen braunroten, unempfindlichen Flecken auf Brust und Rücken daran aber nicht zweifeln; trotzdem versprach ich ihm, mein Möglichstes zu tun, damit er nochmals von der Gesundheitskommission der Regierung untersucht würde. Herr Meyer in Kalae, der der Rechnungsführer der Station ist, versicherte mir, dass er die nötigen Schritte dazu veranlassen würde. Es war dies der einzige Fall eines aussätzigen Weissen, welchen ich zu Gesicht bekam, wie denn die Krankheit in erster Linie Kanaken und dann Chinesen und Japaner befällt, während die Anzahl der aussätzigen Weissen eine geringe geblieben ist, was aber auch daran liegen mag, dass diese, sobald sie die ersten Symptome bemerken, sofort die Inseln verlassen, um dem lebenslänglichen Exil auf Molokai zu entgehen.

Gegenüber dem Asyl liegt eine kleine freundliche Kirche und neben ihr das einfache, von einem schönen Pandanusbaum beschattete und mit hübschen Blumen bedeckte Grab des berühmten Pater Damien. 1840 in Belgien geboren, kam derselbe als Mitglied des Ordens vom heiligen Herzen Jesus und Mariä noch in jungen Jahren nach Honolulu und begab sich 1873, nur getrieben von reiner Menschenliebe, als erster Europäer nach der Leprastation, wo er 16 Jahre hindurch in aufopfernder Arbeit für die Kranken wirkte. In hohem Grade ist es ihm zu verdanken, dass die Zustände in der Station, welche vorher sehr viel zu wünschen übrig liessen, nach allen Richtungen eine Besserung erfuhren. Vor ihm war dort von ärztlicher oder seelsorgerischer Pflege noch kaum die Rede, und selbst die materielle Verpflegung zeigte

viele Mängel. Immer wieder von neuem und mit Erfolg bestürmte er die Regierung mit Bitten um Verbesserungen, und das war nötig, wenn man bedenkt, dass damals noch eingeborene Könige den Staat leiteten.

Im Gegensatz zu den damaligen mangelhaften Aufwendungen betrogen in den letzten Jahren die Ausgaben des kleinen hawaiischen Gemeinwesens für die Aussätzigen zwischen 4 bis 500.000 Mk. Schliesslich fiel Damien selbst der Seuche zum Opfer; er starb im Jahre 1889, nachdem er acht Jahre unter der Krankheit gelitten hatte. Aus der letzten Zeit seines Lebens, als er bereits schwer leidend auf dem Krankenbette lag, stammt ein gut gemaltes Bildnis von ihm; die Vervielfältigung desselben trug manches dazu bei, um seinen Ruhm in aller Welt zu verbreiten. Ist man in seiner Vergötterung auch vielleicht etwas zu weit gegangen, so wird sein Tun und Handeln doch stets ein Beispiel edelster Menschenliebe und selbstloser Aufopferung bleiben. Das Sträusschen hübscher Rosen und freundlicher Nelken, welches mir ein Laienbruder von Damiens Grab pflückte, wird mir eine stete Erinnerung an ein Leben treuester Pflichterfüllung sein. In Kalaupapa haben ihm einige Engländer ein einfaches Denkmal in Gestalt eines Kreuzes gesetzt, das mit wenigen schlichten Worten versehen und mit seinem Medaillonbildnis geschmückt ist.

Nicht weit von seiner letzten Ruhestätte lebt jetzt sein Bruder, der vor einigen Jahren hierher kam, um auch an dieser Stätte sein Leben zu beschliessen. Ich nahm die Gelegenheit wahr, um ihm an der Stelle des Verstorbenen meinen Gruss und meine Hochachtung zu entbieten. Er ist ein ältlicher Herr mit freundlichen nach in-

nen blickenden Augen, der, wie man mir erzählte, unablässig Studien obliegt, die ihn so in Anspruch nehmen, dass er oft ganz weltvergessen erscheint.“

Mit der Schilderung der Naturschönheiten und der Schwierigkeiten des Rückweges endet der Bericht von Prof. Schauinsland.

10 Jahre nach dem Tod von Pater Damien de Veuster hatte Schauinsland Gelegenheit, nicht nur die Taten des Paters zu sehen, sondern auch Einblick zu gewinnen in den verzweifelten Kampf eines Volkes gegen Infektionskrankheiten und hier insbesondere Lepra.

H. Richard Winz, Münster

Literatur:

Hans-Ulrich Willms SSC, Die Klapper 11/95.

Dr. H. Schauinsland, Ein Besuch auf Molokai, der Insel der Aussätzigen, Bremen 1900.

Ein Besuch in Kinderhaus

„Sind die echt?“ „Oh, ich dachte, da sitzen welche!“ So klingt es oft, wenn Schüler das Lepramuseum in Münster-Kinderhaus betreten und ihr Blick unverhofft auf die lebensgroßen Schaufensterpuppen fällt. Die Puppen sind wie Leprakranke gekleidet gemäß den mittelalterlichen Vorschriften. Diese Darstellung der historischen Kleidung Leprakranker lenkt oft die Blicke auf sich. „Warum sehen die so aus?“ „Mussten die das tragen?“ Mit ihren Fragen sind die Schüler sofort mitten in dem Thema des „Kinderhausraumes“, in dem die Lebensumstände der Leprakranken zwischen dem 14. und 17. Jahrhundert in Kinderhaus gezeigt werden.

Die Figuren geben auch Anlass für weitere Themen. Wie wurde festgestellt, dass man Lepra hatte? Der Holzschnitt aus H. von Gerßdorff „Feldtbuch der Wundt-Artzney“ von 1517 zeigt eine solche „Lepraschau“ genannte Untersuchung. Wurde hier bei jemandem Lepra diagnostiziert und war er mindestens vier Jahre Bürger der Stadt Münster, so konnte er in Kinderhaus eingewiesen werden. „Woher kam das Geld, das die Kranken zum Leben brauchten?“ fragt jemand nachdenklich. Die Geschichte der Stiftung nimmt ihren Anfang bei der Schenkung des reichen Münsteraners Udo von der Tinnen für die Leprakranken. Spenden kleinerer Art wie Naturalien wurden an der Durchreiche in der Mauer des Kinderhauser Leprosoriums abgegeben. Münzen wurden im Opferstock, dem sogenannten

Lazarushäuschen, vor der heutigen Kinderhauser Josefskirche gesammelt. Diese Spendeneinrichtungen können die Besucher am Modell der Leprosenanlage sehen. Zusätzliche Einnahmen erbettelten die Leprakranken vor den Mauern der Einrichtung. „Die fühlten sich sicher doch auch allein gelassen, so weit vor den Toren der Stadt und unheilbar krank!“ gibt jemand seine mitfühlenden Empfindungen wieder. Aber diese mittelalterliche soziale Einrichtung sorgte eben auch für eine geordnete Unterbringung dieser vom Schicksal so hart getroffenen Personen.

Vielfältige Themen des Schulunterrichts geben Schülern und Lehrern Anlass zu einem Besuch im Lepramuseum. Kinderhauser Grundschulen lernen hier ein Stück ihrer Stadtteilgeschichte kennen, Oberstufenschüler interessieren sich mehr für die Details mittelalterlicher Sozialgeschichte am Beispiel einer Münsteraner Einrichtung für besondere Kranke. Die Finanzierung und Organisation der Einrichtung und die Einstellung der damaligen Gesellschaft zu den Kranken steht hier im Mittelpunkt. Ausgrenzung Kranker im Mittelalter geschah auf Grund ihres Aussehens und der Furcht vor Ansteckung mit der unheilbaren Krankheit. Parallelen zu neuzeitlichen Erkrankungen können hier aufgezeigt werden. Projektwochen mit dem Thema Gesundheit führen manche Schulen durch und geben Einblick in die Behandlung und Vorsorge von Krankheiten. Das Leprosorium in Kinderhaus ist

ein anschauliches historisches Beispiel für einen zeitentsprechenden Umgang mit einer Krankheit. Das Deutsche Auswärtigen-Hilfswerk und andere Hilfsorganisationen machen im Museum aufmerksam auf die Versorgung Leprakranker in den Entwicklungsländern in heutiger Zeit.

Das Thema Ausgrenzung Andersartiger führt oft auch Schüler und Lehrer im Rahmen des Religionsunterrichts in das Museum. Die Akzeptanz solcher Einrichtungen aus damaliger und heutiger Sicht führt zu regen Diskussionen. Auch das Beispiel des Paters Damian de Veuster, der im vorigen Jahrhundert mit Leprakranken auf Molokai lebte, sich ansteckte und dort starb, bewegt viele Menschen.

Krankenpflegeschulen geben ihren Schülern durch einen Besuch im Museum einen Einblick in den Lebensalltag der Leprakranken und ziehen Vergleiche aus der Sozialgeschichte der Einrichtung mit Projekten für Kranke in heutiger Zeit.

Auch Klassenfahrten nach Münster oder Radtouren zum Schulwandertag sind Anlässe für Besuche im Museum. So führen viele Wege und Themen Besucher in das Lepramuseum. Ziel unserer Arbeit ist es auch weiterhin, dieses Interesse zu fördern.

Petra Jahnke, Münster

Leprosorien in Breslau

Anlässlich einer Schlesienvallfahrt vom 8. bis 15. Mai 1999 nach Breslau kam mir bei Besichtigung des Lazarusklosters, eines ehemaligen Leprosoriums, der Gedanke, über Leprosorien in Breslau nachzuforschen.

Literaturangaben fand ich im Haus Schlesien in Königswinter - Heisterbacherrott, einem Museum für Landeskunde Schlesiens mit angeschlossener Bibliothek für schlesische Literatur.

Lepra ist bekanntlich eine schon in der Bibel mehrfach erwähnte Erkrankung und wurde von Luther als Aussatz übersetzt. Sie wurde im frühen Mittelalter *auch morbus beatus Lazari* genannt (die glückseligmachende Erkrankung des Lazarus). „In Erinnerung der Liebe und Wunder, die Christus solchen Unglücklichen bewiesen hatte, waren sie den frommen Gläubigen anfangs ein Gegenstand höchster Verehrung. Alle beeiferten sich, die Angesteckten zu pflegen, und selbst die Höchsten scheuten sich nicht, denen, die man *pauperes Christi* (die Armen Christi) nannte, die niedersten Dienste zu erweisen.“

Erst später fing man an, die vom Aussatz befallenen *a Deo percussi* (von Gott geschlagen) zu nennen und sie von aller



Das Lazarushospital.

Blick über die Klosterstraße. Leprosenhaus von St. Mauritius.
Links das kleine gotische Kirchlein aus dem 14. Jahrhundert.

Gemeinschaft mit den Menschen auszuschließen, sowie eigene Gesetze für sie zu erlassen.

Im 12. Und 13. Jahrhundert hatte sich die Lepra im Gefolge der Kreuzzüge seuchenartig über das Abendland verbreitet.

Durch Gründung von wohltätigen Anstalten (Aussatzhäuser, Leprosorien) sollte den wegen Ansteckungsgefahr gemiedenen Leprakranken eine gewisse Hilfe gebracht werden, wie dies schon im 13. Jahrhundert tatsächlich in den meisten schlesischen Städten geschehen ist.

Für Breslau bestätigt Bischof Wenzel urkundlich am 7. Januar 1400 die Stiftung eines Leprosenhospitals für aussätzig Frauen auf dem nördlichen Elbing westlich des Steindammes nahe dem Vinzenzkloster außerhalb der Stadtmauer östlich der Oder.

Zu dem Hospital wurde gleichzeitig die Kapelle zu den Elftausend Jungfrauen gestiftet, Vorläuferin der heutigen gleichnamigen Kirche daselbst. Beide wurden gestiftet und erbaut von Paul Steube, Ratsmitglied der Stadt Breslau, und seiner Ehefrau Katharina, zugleich im Namen seiner ver-

storbenen Geschwister Albert, Nikolaus, Matthias und Katharina.

Von der Kirche wurden solche Privatgründungen nicht nur freudig begrüßt, sondern nach Möglichkeit auch gefördert. Anlässlich dieser Stiftung gewährte Papst Bonifatius IX. ebenso wie Bischof Wenzel einen Ablass, der an die Kapelle gebunden war.

Die damit verbundene Gabenspende sollte dem Unterhalt des Hospitals und der Kapelle dienen, ebenso alle übrigen sonstigen Spenden der Gläubigen. Hinzu kam eine feste jährliche Unterhaltssumme von Paul Steube. In seinem Todesjahr 1404 übertrug er die Stiftung auf die Stadt Breslau. Hiermit übernahm eine weltliche Behörde die Erfüllung einer Aufgabe, die in der damaligen Zeit sonst fast ausschließlich in geistlichen Händen lag.

Das Elftausend-Jungfrauen-Hospital wurde um 1500 bereits Versorgungsanstalt für Witwen und unverheiratet gebliebene Töchter Breslauer Bürger. Ab Ende des 19. Jahrhunderts war es Altenheim.

Das Aussätzigenhospital zu St. Lazarus auf der Klosterstraße gegenüber dem Kloster der Barmherzigen Brüder war im 13. Jahrhundert, wahrscheinlich schon vor 1260, für männliche Leprakranke gestiftet worden. Von manchen Chronisten wird es Leprosenhaus von St. Mauritius genannt, eine Pfarrkirche unweit des Hospitals außerhalb der Stadtmauer. Diese Kirche war von Wallonen erbaut worden, die von den Augustiner - Chorherren um 1210 nach Breslau gerufen wurden, um das Tuchhandwerk zu betreiben. Das Lazarushospiz lag vor dem Ohlauer Stadttor, das bereits 1264 bestand, und machte im Laufe der Jahrhun-

derte verschiedene Wandlungen durch. So diente es ab 1526 vornehmlich der Behandlung von venerisch Erkrankten. Seit Ende des 18. Jahrhunderts wurden dort alte und arme Personen katholischen Glaubens bei freier Kost und Logis versorgt. Die Anstalt stand bis zuletzt unter der Jurisdiktion des Domes. Das Lazarus-Hospital mit der kleinen gotischen Kirche aus dem 14. Jahrhundert hat den Festungskrieg 1945 überdauert und besteht weiterhin.

Nicht mehr zu klären ist, ob das Barbara-Hospital, ehemals an der Reuschen- und Nikolaistraße, gleichen Zwecken diente.

Dr. H. Hoheisel, Ratingen

Literaturangaben auf Anfrage

Kustodenausflug 1999

Am 29. Mai war es soweit. Herr Dr. Just hatte alle Kustoden zu einem Ausflug ins Grüne eingeladen. Das Wetter hätte nicht besser sein können. Die Sonne schien von einem strahlend blauen Himmel. Um 14 Uhr war allgemeiner Treff am Stapelskotten an der Wolbecker Straße. Dort blieben die Fahrzeuge stehen. Alle waren gespannt was jetzt kommen würde.

Und siehe da! - Ein Trecker kam angedüst mit einem geschlossenen Anhänger - eine Art Planwagen. Wir durften alle einsteigen, jeder suchte sich

einen Platz, und der Trecker fuhr uns mit seinen starken PS im wahrsten Sinne des Wortes ins Grüne. Auf der Fahrt wurden wir fachmännisch unterrichtet über neu angelegte Weiden, Felder und einen aufgehobenen Teich.

Einige Jäger haben es sich zur Aufgabe gemacht, neuen Lebensraum für unser heimisches Wild zu schaffen. Es ist schon bewundernswert, wieviel Mühe und Arbeit diese Männer auf sich nehmen, um diese Aufgabe, den Tieren ihren Lebensraum zu erhalten oder neu zu

schaffen, zu bewältigen. Zweimal stiegen wir aus, um uns vor Ort diese Biotope anzuschauen.

Nach dieser wirklich interessanten Besichtigung machte der Trecker plötzlich Halt und es hieß: „Alles aussteigen, jetzt wird gelaufen!“ Es ging ein kleines Stückchen an Wiesen und Feldern entlang, und wir kamen ohne Vorwarnung zu einem wunderschönen Fleckchen Erde. Seitlich war ein See und über einem kleinen Teil des Sees war ein Fußboden aus Holz gelegt. Auf diesem Holz-

boden stand einladend ein langer Tisch, an dem alle Platz hatten. Zu beiden Seiten befand sich je eine wunderschöne Holzhütte, sehr gut und praktisch eingerichtet, so dass man auch bei nassem Wetter dort verweilen und die Ruhe genießen könnte. Um das Bild abzurunden, standen überall hohe alte Bäume, die mit ihren weiten Kronen Schatten spendeten, über den wir doch sehr froh waren, denn es war inzwischen sehr warm geworden. An den Bäumen hingen Nistkästen,

Als einige der Damen nach dem Kaffee spülen wollten, wurde uns gesagt, dass es sogar eine Spülmaschine gibt, die all die Arbeit machen würde. Gegen Abend konnten sich dann alle an einem kühlen Bier erfrischen.

Herr Dr. Just nutzte die Gelegenheit und bedankte sich bei Herrn Dr. Winz für seine jahrelange, aufopfernde Arbeit als Tutor des Lepramuseums. Herr Dr. Winz hat dieses Amt aus Altersgründen niedergelegt, und Herr Dr. Just gab bekannt,

machten uns auf den Heimweg. Nach kurzem Spaziergang brachte uns der Trecker wieder zurück zu unseren Fahrzeugen. Jeder fuhr Heim mit dem Gefühl, einen sehr schönen Tag verlebt zu haben.

Wir danken Herrn Dr. Just und allen, die zum Gelingen dieses wunderschönen Tages beigetragen haben.

Helga Brömmelhaus, Borghorst



und wir konnten bei der Fütterung der Jungen zuschauen.

Aber auch wir waren langsam hungrig geworden. Wir brauchten nicht lange warten und der Kaffee war fertig. Jeder konnte sich an der Kuchentheke bedienen, und ich glaube keiner konnte diesem leckeren Kuchen widerstehen. Wir haben aber nicht nur Kuchen gegessen und Kaffee getrunken. Wenn man sich nur einige Male im Jahr sieht, hat man sich viel zu erzählen. Und so nutzten wir diese Stunden, um uns näher kennen zu lernen und über „Gott und die Welt“ zu reden.

dass Frau Brömmelhaus dieses Amt in Zukunft übernehmen wird.

Inzwischen waren die Heinzelmannchen schon wieder fleißig, und es wurde angeheizt zum Grillen. Es roch fantastisch, und jeder bekam schon wieder Hunger. Nach dem wunderschönen Nachmittag an der frischen Luft schmeckte es allen, als das leckere Grillgut und die leckeren Salate angeboten wurden. Es war einfach köstlich.

Nach dem Essen wurde gemeinsam aufgeräumt und wir

Ein leprakranker Einsiedler in Essen - Borbeck 1930 - 1933

Heinrich Knoop wurde am 8. Juli 1883 in Raesfeld im Kreis Borken geboren. Nach dem Abbruch der Gymnasialstudien war er Kaufmann geworden. Auf dem Weg nach Manchester verpasste er ein Schiff, das ihn von Hoek van Holland nach England übersetzen sollte. Es ging unter. Damit war für ihn der letzte Anstoß gegeben, Priester zu werden. Wie vier seiner Geschwister zog er sich von der Welt zurück. In Berlin holte er das Abitur nach. In Italien trat er in den Orden der Salesianer ein, wo er 1899 die heiligen Gelübde ablegte. Schon kurze Zeit später wurde er zur Seelsorge nach Kolumbien geschickt. In Bogotá lernte er Spanisch, studierte Theologie. Wie bei den Salesianern üblich, machte er gleichzeitig Jugendarbeit. Er half den armen Jugendlichen in den Straßen der Hauptstadt. Nach seiner Priesterweihe am 19. März 1916 ging er in die Aussätzigen - Kolonie Agua di Dios, etwa 100 km von der Hauptstadt entfernt. Seit 1891 arbeiteten die Salesianer dort. In Agua di Dios waren etwa 5.000 Kranke untergebracht. Sie lebten isoliert. Die Stadtmauer wurde bewacht. Über die Arbeit in Agua di Dios berichteten die Salesianischen Nachrichten 1934: „Für die heranwachsende aussätzige Jugend und die Söhne der Kranken haben unsere Mitbrüder auch ein gut besuchtes Jugendheim mit einer Abteilung für Sport und Instrumentalmusik errichtet. Das bringt munteres, fröhliches Treiben in diese Stadt des Todes. Die Salesianer unterhalten sogar ein Internat mit Fachschulen für Schuhmacher, Schneider, Schreiner und Buchdrucker.“ Neun Jahre arbeitete „Padre Enrique“ in Agua di Dios. 1925 kehrte er, befallen von Aussatz, nach Deutschland zurück. Er begab sich zum Tropeninstitut in Hamburg. Dort konnte man ihn nicht heilen. Seit 1927 gab es Kontakte des erkrankten Paters zum Direktor des St. - Johannes - Stifts der Salesianer Theodor Hartz in Essen - Borbeck. Die Überlegungen, den

Kranken in die Nähe einer Gemeinschaft der Salesianer zu bringen, konkretisierten sich. Es wurde ein kleines Grundstück am unteren Ende des Weidkamp (eine Straße in Borbeck) erworben. Am 15. September 1930 begannen die Bauarbeiten für ein kleines Haus, in dem Pater Knoop mit Genehmigung der Behörden leben konnte. Am 17. / 18. Dezember 1930 holten Pater Theodor Hartz und Josefine Jansen den kranken Salesianer von Hamburg ab und halfen ihm beim Einzug in sein neues Atelier. Josefine Jansen hat ihn bis zu seinem Tode am 12. September 1933 gepflegt. Sie berichtete über den Kranken: „Er war nie ohne Schmerzen und ständig hilflos wie ein neugeborenes Kind. Das letzte Jahr war er dazu noch blind [...] Das Fürchterliche des Aussatzes ist, dass er nicht nur den Körper zerbricht, sondern dass er auch die Willenskraft lahmlegt. Gegen die Stimmung, die den Kranken zu Boden drückt, kommt er nicht an. Tapfer hat der Herr Pater sich gewehrt. Er half sich mit Stoßgebeten. Heilige Messe und heilige Kommunion am Sonntag und Herz - Jesu - Freitag gaben neuen Mut. Seinetwegen mußte ich immer munter und froh auftreten. Wie eine Mutter ihr kleines Kind tröstet, so mußte ich es bei ihm machen. Mehr als einmal habe ich den Heiland am Kreuze verstanden, wo er klagt, dass selbst Gott ihn verlassen hat.“ Josefine Jansen berichtete auch über freudigere Momente: „So ganz war er der Welt nicht abgestorben. Er hatte gern Besuch. Dann erzählte er immer nur von Kolumbien. Sein Herz war bei den armen Indianern und Aussätzigen geblieben. Auch liebte er die Blumen, so lange er noch sehen konnte. Und den Gesang der Vögel am Morgen in der Frühe. Immer erhellte sich sein Gesicht, wenn er in der Ferne eine Kinderstimme hörte.“ Unter der Überschrift: „Ein leprakranker Einsiedler in Borbeck“ berichtete der Borbecker Lokalanzeiger bereits am 1. Januar 1931 über den Zu-

zug: „Seit Tagen schwirren in Borbeck die tollsten Gerüchte um einen Leprakranken, der auf Borbecker Gebiet abgeschlossen leben sollte.“ Während der Lokalanzeiger verständnisvoll den Sachverhalt beschrieb, soll die kommunistische Presse eine Hetze gegen den Einsiedler entfacht haben. Josefine Jansen schilderte einen Vorfall: „Es war am Dreikönigstag, nachts gegen 2 Uhr. Junge Burschen und Mädchen umjohnten das Haus, sangen spottend ein Weihnachtslied und schlugen die Fenster ein. Wie der Pater darunter gelitten hat, das kann ich Ihnen nicht sagen.“ Offensichtlich hatten viele Borbecker andere Ansichten, wie die große Beteiligung am letzten Geleit dokumentiert. Der Borbecker Lokalanzeiger berichtete: „Unter ungeheuer großer Beteiligung wurden gestern die sterblichen Überreste des Missionars Knoop S.S. beigesetzt. Von nah und fern waren seine Amtsbrüder herbeigeeilt, um ihm das letzte Geleit zu geben. In der großen Menschenmenge bemerkte man u.a. Dechant Gatzweiler und eine stattliche Gruppe Neudeutschland vom Gymnasium in ihrer kleidsamen Tracht.“ Im September 1933 gab sonst bereits die Hitlerjugend in ihrer „kleidsamen Tracht“ den Ton an.

Andreas Koerner, Essen

Literarnachweis:

Ein leprakranker Einsiedler in Borbeck, in: Borbecker Lokalanzeiger vom 1. Januar 1931

Sei getreu bis in den Tod ... Ein priesterlicher Held ward zu Grabe getragen, in: Borbecker Lokalanzeiger vom 16. September 1933

Salesianische Nachrichten 40 (1934). H. 1. S. 13-16

Agnes Klee, P. Johannes Wielgoß SDB: Aussätzigen wie Säugling gepflegt. Vor fünfzig Jahren starb Pater H. Knoop im Lepra - Häuschen am „Panzerbau“, in: Borbecker Nachrichten Nr. 41 vom 7. Oktober 1983

10 Jahre

Sewa Kendra

Leprastation

Was sind schon 10 Jahre in der Geschichte der Lepra? Was sind schon 10 Jahre in den Mitteilungen der Gesellschaft, wo über „100 Jahre Lepra-Conferenz“ oder die Lepraerkrankung Balduin IV im 12. Jahrhundert berichtet wird?

Für uns, die wir im NEPRA e. V. mitwirken, sind 10 Jahre planen, helfen, hoffen, bangen und um Spenden betteln, viel. Wir sind stolz auf das Erreichte, aber noch viel mehr dankbar all denen gegenüber, die uns auf diesem steinigen Weg unterstützt haben und ohne die das Projekt schon längst gestorben wäre. Die Klapper berichtete schon einmal 1997 über NEPRA. Dennoch sei hier ein kurzer Rückblick gegeben:

Was ist NEPRA?

NEPRA wurde im November 1987 von Dortmunder Bürgern gegründet. Im Mai 1988 wurde NEPRA als gemeinnütziger Verein eingetragen. Seit 1998 befindet sich der Sitz von NEPRA in Soest. Ziel des Vereins ist die Hilfe für Leprakranke und andere in ähnlicher Weise Hilfsbedürftige in Nepal.

Der Verein hat im Frühjahr 1989 die Leprastation Sewa Kendra eröffnet. Die leitende Ärztin der Station, Frau Dr. Hira Mana Pradhan erinnert sich:

„Der erste Teil meines Traumes wurde am 13. April 1989 wahr: die Eröffnung der Leprastation Sewa Kendra. In mühevoller

Arbeit entstand sie aus einigen heruntergekommenen Schulräumen. Nun konnten sich die Verzweifelten und Hilflosen hierhin in ihrer Not wenden. Am 13. April 1989 standen Ernst Wegerif und ich am Eingangstor von Sewa Kendra und erwarteten sehr aufgeregt die ersten Patienten. Neun verschmutzte Gestalten erschienen oben an der Straße, hielten inne, schauten sich gegenseitig an und kamen dann zögernd die Straße herunter auf uns zu. Jede/r von ihnen brachte einige übriggebliebene Habseligkeiten mit, eingewickelt in ein kleines dreckiges Tuch, einen Kamm, einen Löffel, eine Bluse, ein Hemd und einige hatten ein verblaßtes Foto eines Kindes bei sich. Sie wollten das Bettlerdasein aufgeben, um in Sewa Kendra die Hoffnung auf ein neues Leben zu finden: ihre Wunden wurden versorgt und die Lepraerkrankung therapiert, die ausgestoßenen Bettler wurden mit Namen angeredet, sie erhielten saubere Kleidung und die Sicherheit, ein festes Dach über dem Kopf und tatsächlich jeden Tag zu Essen zu haben. Sie kamen als namenlose Gestalten nach Sewa Kendra - und in Sewa Kendra lernten sie wieder aufrecht zu gehen und erhielten ihre Menschenwürde zurück.“

Die Station lag nahe zum Pashupatinath Tempel, einer der bedeutendsten hinduistischen Tempelanlagen der Welt. Im

Tempelbereich leben viele Leprabettler, die von den zahlreichen Tempelbesuchern Almosen erhalten.

Sewa Kendra bot den Leprakranken medizinische Versorgung, aber auch im Rahmen der bescheidenen Möglichkeiten Unterkunft und Arbeit. Finanziert wurde dies in den ersten Jahren ausschließlich aus privaten Spendengeldern.

In den folgenden Jahren wurden weitere Räume angemietet und mit gespendeten Arbeitsmitteln als Rehabilitationswerkstätten eingerichtet. Rehabilitanden wurden zu Textil- und leichten Silberschmiedearbeiten sowie zum Papierdruck angeleitet. Es wurden u. a. in Deutschland ausgediente Nähmaschinen nach Kathmandu transportiert und in den Werkstätten in Betrieb genommen.

Frau Dr. Pradhan betreut bis heute zusätzlich zur Leprastation auch ein nahegelegenes Altenheim und fährt regelmäßig in abgelegene Dörfer im Kathmandutal, um dort medizinisch auf andere Weise nicht versorgten Kranken Hilfe in Form sogenannter „road-side-clinics“ zu bieten.

In Pokhara, rund 150 km von Kathmandu entfernt, wurde 1992 eine Rehabilitationswerkstatt zur Produktion handgeschöpften Papiers aus der Rinde des dort wachsenden Seidelbasts eingerichtet.



Die Leprastation Sewa Kendra

Im September 1997 konnte ein Gebäude in unmittelbarer Nähe des Pashupatinath Tempels für die Unterbringung der Leprastation Sewa Kendra angeschafft werden, daß am 13. April 1998 nach einer Renovierung feierlich von der damaligen Staatssekretärin des Ministeriums für Soziales, Familie und Frauen, Frau Urmilla Shrestha, eingeweiht wurde.

Ein Jahr später, am 13. April 1999, gab es in Kathmandu wieder Grund zum Feiern: Der 10jährige Bestand der Leprastation Sewa Kendra. Frau Dr. Pradhan hielt die Hauptrede und würdigte die bisherige Arbeit des deutschen Vereins. Herr Michael Mayer, stellvertretender deutscher Botschafter in Kathmandu, überbrachte die Glückwünsche der Botschaft. Herr Baithe, der Bezirksvorsteher des Stadtteils Pashupatinath würdigte die Arbeit der Station. Er stellte heraus, wie Bettler durch NEPRA nicht Almosen, sondern Zukunft und Würde erhalten.

Was diese neu gewonnene Würde bedeutet, wurde bei der Verleihung der Auszeichnungen an die besten Arbeiter der Rehabilitationswerkstätten deutlich. Rolf Heimann, der neue Vorsitzende des Vorstandes unseres Vereins fand die passenden Worte der Anerkennung. Freude und Stolz dieser Menschen über den Weg von der Gosse zum öffentlich anerkannten Mitarbeiter war nicht zu übersehen.

Die Neukonzeption

NEPRA bietet nicht nur medizinische Therapie, sondern Hilfe für eine menschenwürdige Zukunft. Es geht dabei um

- unmittelbare medizinische Hilfe,
- sozialmedizinische Nachsorge nach der Heilung,
- Unterkunft für Patienten und Rehabilitanden,
- Angebote zur Ausbildung,
- Beschäftigung in eigenen Werkstätten,

- Schaffung von Einkommensmöglichkeiten durch Arbeit und
- Sorge für die Kinder und Ermöglichung eines Schulbesuchs.

Nicht Bevormundung, sondern Förderung von Selbständigkeit, Selbstbestimmung, Eigeninitiative und individueller Freiheit sind unser Ziel. Auch die Bereitschaft, Aufgaben verantwortlich zu übernehmen und sich für die gemeinsame Sache einzusetzen soll bei den Betroffenen erhöht werden. Das Schicksal des Ausgestoßenseins soll überwunden werden. Mitarbeit und Kostenbeteiligung je nach individueller Möglichkeit sollen verhindern, daß sich die Betroffenen als Almosenempfänger erleben.

Konnten wir Ihr Interesse wecken?

Wenn Sie mehr über unsere Arbeit wissen möchten, wenn Sie gar mit uns hoffen und bangen möchten, wenn Sie Ihre Ideen, Erfahrungen oder Kraft mit einzubringen bereit sind, würden Sie uns und unseren Schutzbefohlenen eine große Freude machen.

Sollte Ihr Weg Sie gar nach Nepal führen, zeigen wir gern und mit Stolz, wie sauber und ansprechend eine Leprastation sein kann. Führt Ihre Reise erstmalig in dieses Land der Wunder, könnten Ihnen unsere Erfahrungen und Kontakte nützlich sein.

Schreiben Sie uns, rufen Sie uns an, besuchen Sie uns!

NEPRA e. V. Doyenweg 15, 59494 Soest

Telefon: 02921 / 768628,

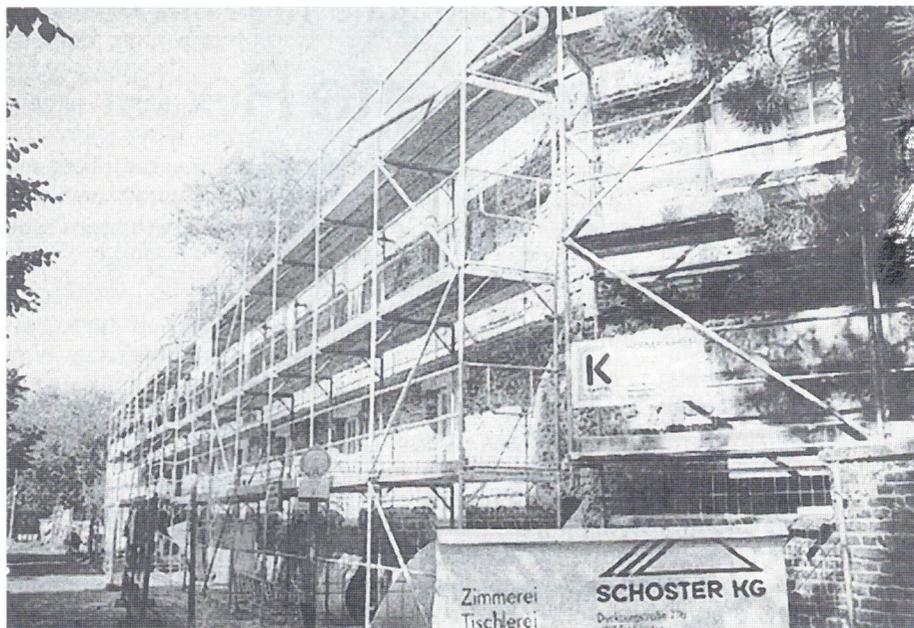
Fax: 02921 / 768630

E-Mail: nepra@t-online.de

Prof. Dr. Muncker

Sanierungsarbeiten am Leprosenhaus in Münster-Kinderhaus

Seit September ist das alte Leprosenhaus an der Ost- und Südseite vollständig eingerüstet. Der Grund: es müssen umfangreiche Sanierungsarbeiten an dem historischen Gebäude durchgeführt werden. Die Fachwerkkonstruktion wurde so schlecht, daß die statische Sicherheit nicht mehr gewährleistet war. Darum wurde der letzte Teil der Hauses schon im letzten Jahr provisorisch abgestützt. Dieser Teil muss somit komplett neu errichtet werden. An dem ganzen Gebäude wird das alte Mauerwerk zum Teil entfernt und muß durch neues ersetzt werden. Der alte weiße Klinker hat unter dem Zementputz, der um die Jahrhundertwende aufgetragen wurde, sehr gelitten und kann nicht mehr verwendet werden. Auch die Hauptständer des Fachwerks müssen zum Teil erneuert werden, da das alte Holz durch den Zementputz morsch geworden ist. Auf das restaurierte Fachwerk wird jetzt wasserdampfdurchlässiger Putz aufgetragen. Die Balkenlage im Dachstuhl ist laut Aussage von Frau Mennebröker, Denkmalpflegerin der Stadt Münster, in Ordnung. Da während der Bauphase viel Staub und Schutt anfällt, wurde das im gleichen Hause untergebrachte Heimatmuseum vorübergehend geschlossen. Das Lepromuseum musste die drei Räume im Obergeschoss des Hauses räumen, da sonst die Exponate zustauben oder beschädigt werden könnten. Die



Exponate werden in der Dokumentationsstelle im Obergeschoss des Hauses gelagert. In den drei Räumen im Obergeschoß soll auch der Fußboden erneuert werden und zwar mit einem Naturholzboden. Man hofft, dass der veranschlagte Etat von 280 000 DM für die Sanierung ausreichen wird. Die unteren Räume des Lepromuseums können aber trotz der Sanierungsarbeiten weiterhin besichtigt werden. Die Öffnungszeiten sind wie immer : **Sonntags von 15.00 – 17.00 Uhr** oder nach Vereinbarung. Wir hoffen, daß bis zum Weltlepratag am letzten Sonntag im Januar die Sanierungsarbeiten

abgeschlossen sind und dass bis dahin die drei Räume im Obergeschoss wieder eingerichtet werden können.

Helga Brömmelhaus, Münster

Weltlepratag 2000

Am Weltlepratag, Sonntag, 30. Januar 2000, 11.30 Uhr, wird im Lepramuseum Münster-Kinderhaus, Kinderhaus 15, die Ausstellung von NEPRA e.V. „Gesichter der Lepra“ eröffnet.

Leider...

... war es uns bei dieser „Klapper“-Ausgabe nicht möglich, die gewohnte Dokumentationsbeilage über mittelalterliche Leprosorien rechtzeitig fertig zu stellen.

Die Redaktion hat sich entschieden, die „Klapper“ Jg. 1999 trotzdem erscheinen zu lassen.

In der nächsten „Klapper“-Ausgabe wird die Dokumentationsreihe mit den mittelalterlichen Leprosorien in Nordrhein-Westfalen fortgesetzt.

Impressum

Herausgeber: Gesellschaft für Leprakunde e.V.,
Albrecht-Thaer-Straße 14,
48147 Münster,
Telefon (0251) 28 51-0

Verantwortlich: Dr. Ivo Just
Redaktion: Ursula Weissler
Satz, Layout: Hartmut Weissler
Druck: DHARMA-Druck, Altenberge

„Die Klapper“ erscheint einmal jährlich. Der Bezug ist für Mitglieder, Archive, Bibliotheken u.a. kostenlos. Bei anderen Abonnenten wird um Überweisung von DM 5,00 je Exemplar gebeten.

Spenden sind jederzeit willkommen auf das Konto Nr. 9002635 bei der Stadtparkasse Münster, BLZ 400 501 50.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Gesellschaft für Leprakunde übereinstimmen.

INHALT

Hagioskope Unbeachtete Zeugnisse der Leprageschichte	Seite 1
Ein Besuch auf Molokai	Seite 4
Ein Besuch in Kinderhaus	Seite 11
Leprosorien in Breslau	Seite 12
Kustodenausflug 1999	Seite 13
Ein leprakranker Einsiedler in Essen - Borbeck 1930 bis 1933	Seite 15
10 Jahre Sewa Kendra Leprastation	Seite 16
Sanierungsarbeiten am Leprosenhaus in Münster - Kinderhaus	Seite 18
Weltlepratag	Seite 19
Leider ...	Seite 19
Inhalt	Seite 19
Dr. Hans Richard Winz gestorben	Seite 20

Dr. Hans Richard Winz gestorben

Am 10. September 1999 ist unser Gründungsmitglied Dr. Hans Richard Winz nach kurzer Krankheit verstorben. Herr Dr. Winz nahm seine ehrenamtliche Tätigkeit auf noch als Chefarzt der Urologie am Herz-Jesu-Krankenhaus in Münster-Hiltrup und wurde in der Gründungsversammlung der Gesellschaft für Leprakunde am 22. Februar 1984 zum zweiten Vorsitzenden gewählt und übernahm zusätzlich das Tutorium für das entstehende Lepramuseum in Kinderhaus. Er hat diese Tätigkeiten bis zu seinem Tode ausgeübt. In seiner unnachahmlich engagierten Art hat Dr. Winz das Lepramuseum als Tutor über die Grenzen Münsters hinaus bekannt gemacht, so dass das Museum nicht nur von deutschen Mitbürgern, sondern auch von vielen Interessenten aus dem Ausland aufgesucht wird. Er wird nicht nur vielen Museumsbesuchern durch seine unverwechselbaren Führungen in Erinnerung bleiben, sondern auch denjenigen, die als Kustoden ehrenamtlich Sonntag für Sonntag das Museum offen halten. Er hat sie angeworben, in ihr Amt eingeführt und weiter ausgebildet. Darüber hinaus hat Dr. Winz Kontakte zu Wissenschaftlern des In- und Auslandes hergestellt und auf diesem Wege dem Museum zu seltenen Ausstellungsstücken verholfen. In unserer Zeitschrift „Die Klapper“, die jetzt in 7. Folge erscheint, hat er viele wissenschaftliche Artikel über die Lepra geschrieben. Bei seinen urologischen Fachkollegen hat Dr. Winz durch Vorträge im In- und Ausland leprabedingte Veränderungen bekannt gemacht. Das im Lepramuseum gezeigte Schaubild „Lepraeinschleppungen nach Deutschland“ geht auf eine 1992 erschienene Arbeit von Dr. Winz zurück. Für die Dokumentationsstelle der Gesell-



schaft für Leprakunde hat Dr. Winz viele wissenschaftliche Arbeiten und Fachbücher über Lepra in Antiquariaten ermittelt, gekauft und gespendet. Die Gesellschaft für Leprakunde verliert in Dr. Winz nicht nur einen unerschütterlich treuen Förderer, sondern auch ein Vorstandsmitglied, das durch seine Kompetenz, seinen selbstlosen Einsatz und seinen rheinischen Humor die Entwicklung des Museums voran gebracht hat. Nicht zu vergessen ist seine Frau, die ihn unterstützte und in den letzten Jahren häufig zu „seinem“ Museum fuhr. Aus seiner großen

Familie und von seinen Verwandten erfuhr die Gesellschaft für Leprakunde in großzügiger Weise Unterstützung, für die auch an dieser Stelle gedankt sei. Die Gesellschaft für Leprakunde ist Dr. Winz dankbar für die Prägung, die er ihr hinterließ; das Lepramuseum und die Dokumentationsstelle unserer Gesellschaft werden seine engagierte Arbeit noch lange wieder spiegeln.

Dr. Ivo Just, Münster